

JULIETTE FAY
Die Zufälle des Herzens



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Dana Stellgarten lebte schon immer dafür, es allen recht zu machen. Aber seit ihrer Scheidung fällt es selbst ihr schwer, immer nett und perfekt zu sein. Dass ihr Mann sie wegen einer Jüngerin verlassen hat – gut, das ist auch schon anderen passiert. Aber nun gerät er mit den Unterhaltszahlungen in Verzug, die finanzielle Lage ist angespannt, und ihre beiden Kinder leiden erkennbar unter dem Weggang des Vaters: Die zwölfjährige Morgan zieht sich immer mehr zurück, und der früher immer so fröhliche siebenjährige Grady stößt mit seinen Trotzphasen Freunde und Lehrer vor den Kopf. Dann steht eines Tages auch noch Danas pubertierende Nichte Alder vor der Tür. Sie ist von zu Hause abgehauen und quartiert sich kurzerhand bei ihrer Tante ein. Dana tut ihr Bestes, um alle Probleme in den Griff zu bekommen, ohne dabei ständig selbst zu kurz zu kommen. Sie verabredet sich mit Gradys jungenhaftem Footballtrainer, und sie wird in einen illustren Freundeskreis aufgenommen. Doch die Zweifel nagen an ihr: Bin ich auch interessant genug für meine neuen Freunde? Schön genug für einen Mann? Gut genug als Mutter? Seit der Scheidung sind die Unsicherheiten ihrer Teenagerzeit wieder da. Erst als Dana einen Teilzeitjob als Rezeptionistin ihres eigenen Zahnarztes, Dr. Tony Sakimoto, annimmt, findet sie wieder echten, unverstellten Zugang zu einem neuen Menschen. Und sie lernt, dass es nichts Wichtigeres gibt, als sich selbst und seinem Herzen treu zu sein.

Autorin

Juliette Fay wurde 1963 in Binghamton, New York, geboren. Sie hat am Boston College und in Harvard studiert, arbeitete unter anderem für ein Obdachlosenheim und unterrichtete an einer Schule für autistische Kinder. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern in Massachusetts. Nach »Der Sommer auf der Veranda« ist »Die Zufälle des Herzens« ihr zweiter Roman.

Von der Autorin außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Sommer auf der Veranda. Roman (47538)

Juliette Fay

Die Zufälle
des Herzens

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Juliane Gräbener-Müller

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Deep Down True«
bei Penguin Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung November 2012
Copyright © der Originalausgabe 2011
by Juliette Fay
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: plainpicture/Ralf Turander
Redaktion: Martina Klüver
AB · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47768-5

www.goldmann-verlag.de

Für meine Eltern,
Carol DiGianni und John Dacey,
die sich durch harte Zeiten hindurch
ihren Weg zum Glück gebahnt haben
und auf deren Liebe und Hingabe
man zählen kann.

In einer Jeans, die mit vier Pfund weniger noch gepasst hätte, jetzt aber überall kniff, stand Dana an ihrer Küchentheke und drückte Alufolie über einer Auflaufform mit Lasagne fest, während sie am Telefon in der Warteschleife hing. Sie hatte den Hörer zwischen Schulter und Kinn geklemmt und ließ den Blick über die Todesanzeigen der Lokalzeitung wandern, doch Dermott McPhersons Name tauchte nicht auf – dieses Mal jedenfalls nicht. Mr McPherson war der Grund dafür, dass sie die Lasagne zubereitet hatte, obwohl sie eigentlich gar nicht für ihn war. Er aß vermutlich nicht viel. Sie war für seine Familie gedacht, die begreiflicherweise verzweifelt war, weil ein von ihnen geliebter Mensch unheilbar krank war und nicht mehr lange zu leben hatte. Dana kannte die McPhersons nicht. Sie gehörte COMFORT FOOD an, einer Gruppe Freiwilliger, die für Familien in Krisensituationen kochte.

Wenn Dana an der Reihe war, hoffte sie, dass die Mahlzeiten den Angehörigen Kraft geben würden, während sie Hände hielten oder Medizin verabreichten, das Bett frisch bezogen oder Anrufe erledigten. Sie dachte oft daran, wie rasch ihre eigene Mutter in einen Zustand übelriechender Gebrechlichkeit verfallen war, in dem ihre Lunge fast sichtbar zu schrumpfen schien. Dana wäre damals für ein leckeres Essen dankbar gewesen. Nichts Ausgefallenes, bloß etwas Besseres als gummiartige Pizza und abgestandenes Mineralwasser. Eine kleine Verbindung zu einer Welt außerhalb der dichten Feuchtigkeit des Todes.

Im Vergleich dazu war der Abgang ihres Vaters rasch und sauber vonstatten gegangen. Ohne Krankenhausaufenthalte oder

trauernde Freunde, nicht einmal ein Sarg musste ausgesucht werden. Doch darüber dachte Dana nicht gerne nach.

»Cotters Rock Dental Center«, sagte eine Stimme in ihr Ohr.
»Was kann ich ...«

Aus ihrer düsteren Träumerei gerissen, zuckte Dana zusammen, worauf das Telefon polternd zu Boden fiel. Rasch hob sie es wieder auf. »Tut mir leid, Kendra! Ich hoffe, Ihnen ist nicht das Ohr geplatzt.«

»Schon in Ordnung«, sagte die Sprechstundenhilfe.

»Es ist mir wirklich unangenehm. Bitte entschuldigen Sie noch mal.«

»Mir ist nichts passiert. Was kann ich für Sie tun?«

»Hier ist Dana Stellgarten. Morgans und Gradys Mom. Ich hätte gerne Termine zur Kontrolluntersuchung für die beiden, wenn das möglich ist.«

Aus der Diele drangen das Knarren einer Tür und das dumpfe Aufschlagen eines Rucksacks auf den Fliesen. »Entschuldigen Sie mich bitte einen Moment«, murmelte Dana ins Telefon, bevor sie die Sprechmuschel mit der Hand bedeckte. »Morgan?«, rief sie.

»Ja.«

»Ich dachte, du wolltest nach der Schule mit zu Darby gehen.«

»Tja, wohl doch nicht.« Morgan erschien in der Küche und öffnete den Kühlschrank. Sie starrte hinein, als liefe dort zwischen Würzsoßen und Joghurtbechern ein Film, den nur vorpubertäre Jugendliche sehen konnten.

»Es tut mir wirklich leid, aber ich muss Sie, glaube ich, später noch mal anrufen«, sagte Dana ins Telefon. Dann wandte sie sich ihrer Tochter zu, die im Schein des Kühlschranklichts stand. »Habt ihr eure Pläne geändert?«, fragte sie.

»Darby hat sich *nicht gut gefühlt*.« Morgans Finger krümmten sich unvermittelt zu Gänsefüßchen.

»Habt ihr einen neuen Termin vereinbart?«

Morgan drehte sich zu ihrer Mutter um. »Nein, Mom, wir haben

keinen *neuen Termin vereinbart*. Wir wollten nur abhängen. Zum Abhängen vereinbart man keinen neuen Termin.«

»Du scheinst ... Bist du sauer auf Darby?«

Mit einem dumpfen Geräusch schlug Morgan die Kühltür zu. »Wie soll ich sauer auf sie sein? Sie hat nichts Falsches gemacht.«

»Wie hat sie es dir denn gesagt?«

Jetzt, wo Morgan in der sechsten Klasse war, hatte Dana gelernt, dass es nicht mehr darauf ankam, *was* Mädchen zueinander sagten. Die eigentliche Information lag jetzt ausschließlich in der Art, *wie* sie es sagten.

Morgan ließ sich auf einen Küchenstuhl fallen, nahm eine Serviette und verdrehte sie, bis sie die Form und Dichte eines Sektküchls hatte. »Sie stand bei Kimmi, und ich so: ›Hey, wir treffen uns nach der letzten Stunde‹. Da hat sie Kimmi nur angeguckt.«

Das war schlimm, wusste Dana. In dem Alter waren die Augen so etwas wie Waffen. »Sie hat *sie* angeguckt?«

»Ja. Und dann hat sie gesagt: ›Ach ja, äh, mir geht's nicht so gut. Ich glaub, ich gehe lieber nach Hause.‹ Und dann ich: ›Ist dir schlecht?‹ Da hat sie Kimmi *wieder* angeguckt und gesagt: ›Ich bin nicht krank. Ich brauche nur eine kleine Auszeit.‹«

Sie wollte lieber allein sein als mit Morgan zusammen?, dachte Dana. Eine Welle fürsorglicher Wut überkam sie, was sie sich jedoch nicht anmerken ließ, wohl wissend, dass das Morgans Vermutungen nur bestätigen und sie sich dann noch schlechter fühlen würde. Dana musste sich selbst oft an der schwachen Hoffnung festklammern, dass ihr Leben doch nicht ganz so entmutigend war, wie es ihr vorkam. »Vielleicht hat sie heute einfach noch was anderes vorgehabt, mein Schatz«, gab sie zu bedenken.

»Wir sind doch keine Kindergartenkinder mehr, Mom.« Morgan stand auf und ging hinauf in ihr Zimmer. Dana ließ sie in Ruhe. Sie wusste, dass Morgan ein Schulbuch aufschlagen, sich darüberbeugen und sich so lange auf eine Seite konzentrieren wür-

de, bis es auf der Welt nichts anderes mehr gab als Abbildung A und Paragraf B.

»Ich bringe Grady zum Training!«, rief Dana später zu Morgan hinauf. Sie lud Grady mitsamt seiner Ausrüstung in den Minivan und machte einen Umweg, um die Lasagne nebst Salat, Brot und Brownies bei den McPhersons abzugeben.

»Kannich 'm Auto lei'm?«, fragte der siebenjährige Grady, an seinem Mundschutz saugend.

»Was?« Dana hatte Mühe, alle Essensbehälter zu tragen. »Ein bisschen Hilfe wär nicht schlecht.«

Er riss sich den Mundschutz heraus. »Ich will nicht mit an die Tür. Da drinnen ist alles irgendwie so *traurig*. Und wenn ein Kind aufmacht, hasst es mich, weil *mein* Dad nicht krank ist und *ich* nicht warten muss, bis mir irgendeine Frau Essen bringt.«

Seufzend ging Dana zur Tür. Niemand machte auf. In dem Kühlbehälter mit der Aufschrift COMFORT FOOD stellte sie das Essen auf die Eingangsstufe und kehrte zu ihrem Auto zurück. Als sie schon fast wieder dort war, kam eine Frau in Jeans und T-Shirt mit einem Säugling auf der Hüfte heraus, sah auf den Kühlbehälter hinunter und dann auf die Straße. Für einen kurzen Moment traf sie Danas Blick und hob die Hand zu einer Geste des Dankes. Dana winkte zurück.

So jung ..., dachte sie, als sie losfuhr.

Dana versuchte, so oft wie möglich bei Gradys Footballtraining zuzuschauen. Der Trainer war ihr nicht geheuer. Er brüllte die Schar schwer zu bändigender Zweitklässler an, als wären sie Anwärter für die Navy SEALS. So etwas war Dana nicht gewohnt. Davor war Grady hauptsächlich von erschöpften Vätern trainiert worden, die sich die Krawatte auszogen, während sie die Interstate 84 entlangbrausten, um rechtzeitig zum Training zu kommen. Sie hatten kein Interesse daran, anderer Leute Kinder anzubrüllen –

das taten sie schon genug bei ihren eigenen. Sie wollten nur, dass die Kinder ein bisschen was dazulernten, ihren Spaß hatten und sich nicht gegenseitig verletzten.

Coach Roburtin – Coach Ro, wie die Kinder ihn nannten – vertrat eine weniger elementare Philosophie. Er betrachtete das Footballtraining auch als Konditionstraining für sich selbst und stürmte auf dem Feld umher, lief Runden mit den Jungs und machte Liegestütze. Wer nicht zuhörte, bekam einen Klaps auf den Helm, so dass der kleine Kopf wackelnd in die Schulterpolster sank – ein Anblick, bei dem Dana selbst der Nacken wehtat. Wie sie gehört hatte, war Coach Ro unverheiratet und kinderlos. Er war hier in der Stadt aufgewachsen und hatte früher für die Cotters Rock High Football gespielt. Jetzt war er Autoverkäufer im nahe gelegenen Manchester.

»Stelly! Wo ist Stelly? Beweg mal deinen Arsch hierher, mein Junge! Bist du zum Spielen oder zum Strümpfestricken hier?«

»Strümpfestricken« war für Coach Ro ein vager Sammelbegriff, der alles bezeichnete, was nicht zum Football gehörte. Ein Junge, unter dessen Trikot ein hellblaues T-Shirt heraushing, rannte zu ihm hin. Es war Gradys T-Shirt, das wusste Dana genau. Vor lauter Herumgebrülle hatte Coach Ro wohl keine Zeit gehabt, sich die Namen der Spieler zu merken! Vielleicht hatte er *selbst* zu oft einen Klaps auf den Helm bekommen. Dann ging ihr ein Licht auf: Stelly war die Abkürzung für Stellgarten.

»Gut, jetzt pass auf.« Er packte Grady an seinem Gesichtsgitter und stellte ihn neben den Quarterback. »Timmy nimmt den Snap an. Und gibst ihn an DICH weiter, und du wirst ihn NICHT fallen lassen. Du rennst zur Endzone, als hättest du FEUER unterm Hintern. Ist das klar?« Gradys Helm wippte auf und ab. »Ein JA will ich hören!«, blaffte der Trainer.

»JA!«, tönte es schrill aus Gradys Mund.

Dann ging das Spiel los, und die chaotische Horde von Jungen verwandelte sich mit einem Mal in zwei hoch konzentrierte, zielgerichtete Mannschaften. Für ungefähr sechs Sekunden. Dann

nämlich schienen Gradys Blocker zu vergessen, dass sie noch etwas anderes zu tun hatten, als ihre Freunde anzurempeln oder zu ihren Wasserflaschen zu laufen. Die gegnerische Mannschaft stürmte auf Grady zu, der zur Ziellinie seiner eigenen Mannschaft zurückgerannt war. Ein Junge zerrte von hinten an seinem Trainingstrikot und brachte ihn zu Fall. Sofort begannen Spieler beider Mannschaften sich auf die am Boden Liegenden zu stürzen, bis die kleinen Körper sich fast einen Meter hoch türmten. Und Grady ganz unten drunter. Dana entfuhr ein panisches »Du lieber Gott!«

»Aufstehen, ihr Affen! Runter von ihm!«, dröhnte Coach Ro, packte die Spieler an ihren Schulterpolstern und hievte sie zur Seite. »Geht's dir gut, Stelly? Alles in Ordnung, oder?«

Dana wollte zu Grady rennen, kam jedoch nur ein oder zwei Schritte weit, ehe eine Hand sie am Unterarm packte. »Sie wissen, dass Sie nicht zu ihm können«, sagte die Stimme hinter ihr. Dana drehte sich um und stand Amy Koljian, der Mutter von Timmy, dem Quarterback, gegenüber. »Wenn's schlimm ist, winkt der Coach Sie zu sich«, sagte Amy mit wissendem Kopfnicken.

»Er könnte aber verletzt sein!« Amy hatte gut reden. Danas Sohn saß jetzt am Rand und kaute auf seinem Mundschutz, als hätte er eine Woche lang nichts zu essen bekommen.

»Keine Eltern auf dem Spielfeld, es sei denn, der Coach sagt es«, wies Amy sie zurecht. »Grady wird es peinlich sein, wenn Sie hingehen.«

»Der Coach sagt es?«, wiederholte Dana. »Der Coach weiß nicht mal seinen Vornamen!«

Amy deutete aufs Spielfeld. »Sehen Sie?«, sagte sie süffisant. »Ihm geht's gut.« Gerade setzte Grady sich auf, sein kleiner Körper hob und senkte sich mit der Atmung. Dana wünschte sich mit aller Kraft, dass er herschaute, um ihn ihrer Anwesenheit versichern zu können. Sein Helm drehte sich in ihre Richtung, und dann stand er langsam auf. Der Coach schlug ihm auf die Schulter. »So, ihr Schwachköpfe, was zum Teufel war denn DAS jetzt?«, brüllte er.

»Gott, wie ich Football hasse«, stieß Dana durch die Zähne hervor.

Amy neben ihr schmunzelte. »Neue Football-Mütter sind immer so ängstlich.« Timmy war der jüngste von Amys Söhnen, und Amy genoss es, die überlegene, erfahrene Mutter zu sein.

Dana bemühte sich um ein dankbares Lächeln. Grady wäre es bestimmt peinlich gewesen, und letztlich war er nicht schwer verletzt worden. Seine Wirbelsäule war noch intakt, seine Zähne saßen noch fest. Und dennoch hatte Dana gute Lust, der selbstgefälligen Amy den Hals umzudrehen – oder noch besser, den Frauenabend zu erwähnen, den ihre Freundin Polly veranstaltete, wohl wissend, dass Amy nicht eingeladen war.

Diese untypische Anwandlung von Rachsucht überraschte Dana. Das sah ihr gar nicht ähnlich. Sie verletzte niemals mit Absicht die Gefühle anderer. Und genau das hatte sie auch ihren Kindern von dem Moment an eingetrichtert, als sie ihre ersten Freundschaften schlossen: Sprich nicht über Einladungen. Erwähne nicht, dass du nach dem Kindergarten mit zu Cassandra gehst und dass ihr vielleicht mit Fingerfarbe aus Schokoladenpudding malt, falls ihre Mutter nicht vergisst, welchen zu kaufen. Posaune nicht raus, dass du zu Owens Geburtstagsfeier in einer Laser-Tag-Arena gehst und gedacht hast, alle Jungs wären eingeladen. Ja, du solltest nicht mal in der Pause hinter dem Klettergerüst die Hand deines Gastgebers drücken und ihm ins Ohr flüstern: »Ich kann's gar nicht erwarten!«

Als das Training vorbei war, kam Grady auf sie zu – war das ein Humpeln? –, packte ihren Daumen und begann, sie zum Auto zu ziehen. »Alles in Ordnung?«, fragte sie ihn. »Das war ja vielleicht eine Massenkarambolage.«

»Ja«, sagte Grady. »Kann Travis morgen zu uns kommen?«

»Klar, sobald wir zu Hause sind, rufe ich seine Mutter an.«

»TRAVIS!«, brüllte Grady über den Parkplatz hinweg. »WILLST DU ...«

Dana hielt Grady die Hand vor den Mund, ein Blitzschlag elterlicher Maßregelung. »Was hab ich dir zu dem Thema gesagt?«, murmelte sie in strengem Ton.

»Das interessiert doch keinen, Mom«, beharrte er, sich ihr entwindend.

Und ob es das tut, dachte sie. Selbst wenn die anderen Kinder keine Lust haben, möchten sie doch gefragt werden.

- 2 -

Die Geschichte von Danas Scheidung langweilte sogar sie selbst. Der Mangel an Originalität war ihr peinlich, und wenn jemand sie nach Einzelheiten fragte, verdrehte sie die Augen, um ihre Demütigung zu verbergen. »Jüngere Frau«, sagte sie dann. »Ahhh«, kommentierten die Leute wissend.

Natürlich ließ sich die Auflösung einer seit fünfzehn Jahren bestehenden Ehe nicht mit einer so einfachen Erklärung abtun. Ja, er war untreu gewesen, aber Dana hatte ihm im Lauf der Jahre so viele Dinge verziehen, sie hätte ihn auch wieder aufgenommen. Es war Kenneth, der mit der Begründung auf die Scheidung gedrängt hatte, seine Liebe zu ihr sei nie so groß gewesen wie das, was er jetzt für diese neue Frau empfinde. »So glücklich war ich noch nie«, hatte er zu ihr gesagt.

Trotzdem schien er enttäuscht darüber, dass Dana sich kampflös damit abfand, wegen seiner neunundzwanzigjährigen Friseurin von ihm verlassen zu werden. Dabei war Dana für ihr Empfinden ziemlich heftig explodiert. Allerdings wurde beiden bald klar, dass ihre Wut mehr mit ihren Kindern als mit ihr selbst zu tun hatte. Wie sollten sie weiterhin unbeschwert und vertrauensvoll auf andere Menschen zugehen, dachte sie voller Sorge, wenn der König ihres eigenen, kleinen Reiches sein Schloss verließ? Wer würde sie vor dem Ansturm der Hunnen bewahren?

Mit dem Leben in einem königlosen Schloss kannte Dana sich nur allzu gut aus, und sie hatte sich geschworen, dass das ihren Kindern nicht passieren würde. Tief im Inneren hatte sie gewusst, dass sie keine Kontrolle über die Wechselfälle des Lebens besaß, aber es war tröstlich gewesen, so zu tun, als hätte sie die Macht, diesen einen großen Kummer von Morgan und Grady fernzuhalten.

Ihre Ehe war nicht völlig lieblos gewesen, das konnte Dana mit einiger Sicherheit sagen. Es hätte sogar Potenzial für jene Art von großer Liebe gegeben, wie sie in den Liebesromanen vorkam, von denen sie nicht genug bekommen konnte. Sie hatte auf dieses Gefühl gewartet, hatte versucht, es nach Kräften zu nähren, zum Beispiel in romantischen Stunden, wenn sie Neues im Bett ausprobierten. Kenneth schien das sehr zu gefallen. Ihr auch, obwohl ihr Verstand eher abschweifte, wenn irgendeine ungewöhnliche Position von ihr verlangt wurde.

Und sie hatte sich so bemüht. Bei allem.

In den Beziehungen, die sie bewunderte, ob im wirklichen Leben oder in Büchern, waren sich die Liebenden auch die besten Freunde. Sie hörten einander zu und standen sich mit Rat und Tat zur Seite. Genau danach strebte auch sie. Sie versuchte, sich einzureden, dass Kenneth es nur gut mit ihr meine, wenn er sie tadelte, weil sie keinen dicken Mantel anhatte, oder wenn er andeutete, sie könne doch von Zeit zu Zeit mal etwas literarisch Anspruchsvolleres lesen. Er machte sich Gedanken um sie. Bot ihr auf seine Weise seinen Rat an. Mehr als ihre Eltern es je füreinander getan hatten.

Eines Abends, als sie schlecht gelaunt und er ihr gegenüber besonders unaufmerksam war, hatte sie den Mut aufgebracht, ihm zu sagen, dass er auf ihre Bedürfnisse nicht eingehe. Seine Antwort: »Was für Bedürfnisse?« Dana wusste selbst nicht genau, welche, aber sie hatte sie, und er konnte sie nicht befriedigen.

»Tut mir leid, mein Schatz«, hatte er gesagt, während er kurz einen Arm um sie legte. »Ich versuche, mich zu bessern.« Dann

war er verschwunden, um sich ein Haar auszuzupfen, das wie ein Tentakel aus seiner ansonsten ebenmäßigen Augenbraue herausgewachsen war.

Beim Unterschreiben der Scheidungspapiere war Dana natürlich todtraurig gewesen. Kenneth hatte darauf bestanden, sie danach zum Mittagessen in ein französisches Restaurant einzuladen, und sie war von dem gähnenden Abgrund ihres offiziell beurkundeten Alleinseins zu verwirrt gewesen, um abzulehnen. Ihre Hand hielt die Gabel, als wäre sie ein fremdartiger Gegenstand, ein Werkzeug, in dessen Gebrauch man sie nicht richtig unterwiesen hatte. Als die Gabel in den Salade Niçoise glitt, wehte ihr der Kräuterduft der Oliven entgegen, ein fremder, bedrohlicher Geruch. »Nein«, hätte sie am liebsten gesagt, »geh weg!«

Sie legte die Gabel auf den Teller und versuchte, sich zu beruhigen, indem sie mit der Hand über die Tischdecke fuhr und die scharfkantigen Krümel wegwischte, die von Kenneths gebutterter Baguettescheibe abgeblättert waren. Ihre Haut fühlte sich kalt an und spröde wie Papier, so als könnten die Brotkrustensplitter sie durchbohren, bis Blut aus den Wunden trat. Im künstlichen Dämmerlicht des Restaurants wirkte Kenneths Miene düster und niedergeschlagen, als dächte auch er über Dinge nach, die ihn innerlich bluten ließen.

Er räusperte sich, ein kaum wahrnehmbares Gurgeln begleitete den plötzlichen Husten. Seine Allergie spielte verrückt, und Dana hätte ihn fast gefragt, ob er sein Antihistaminikum genommen habe. Es war jedoch nicht mehr an ihr, auf dieses Geräusch zu achten oder ihn an seine Medizin zu erinnern. Sie sollte lieber anfangen, auf ihren eigenen Körper zu hören: das dumpfe, widerwillige Pochen ihres Pulses, die schrille Beschämung darüber, dass sie bei etwas so Wichtigem gescheitert war.

»Versprich mir etwas«, bat sie ihn über ihren Salat hinweg.
»Wenn du die Kinder besuchst, bring bitte deine Freundin nicht

mit. Lass sie dich wenigstens die nächsten zwei Monate lang ganz für sich haben.«

»Was meinst du damit?«, hatte er gesagt, noch nicht beleidigt, aber kurz davor. »Glaubst du, ich schenke den Kindern nicht meine volle Aufmerksamkeit?«

»Nein, es ist nur ... Ich möchte, dass sie so viel Zeit wie möglich mit dir verbringen.« Dana hatte Angst, dass Grady und Morgan ihren Vater vollkommen verlieren würden, so wie sie ihren verloren hatte. Vielleicht würde Kenneth von dieser neuen Person fortgespült, so wie ihr Vater fortgespült worden war.

»Ich ziehe nur nach Hartford um«, murmelte Kenneth. »Nicht auf den Mars.« Der Kellner kam, um zu fragen, ob sie ein Dessert haben wollten. Kenneth verneinte die Frage für sie beide.

Dana hatte sich durch die langen, verwirrenden Monate seit der Scheidung hindurchgewurstelt. Ihr fiel auf, dass sie häufig blinzelte, ein vergeblicher Versuch, sich auf dieses neue Leben als Alleinerziehende zu konzentrieren. Außerdem stellte sie fest, dass sich in ihren Ton allmählich eine gewisse Schärfe einschlich. *Denk positiv*, sagte sie sich und ließ auf dem Weg zum Zahnarzt den Motor ihres Minivans etwas lauter aufheulen als nötig.

Zu Dr. Sakimoto gingen sie jetzt schon neun Jahre, seit Morgans drittem Lebensjahr. Bei ihrem ersten Besuch in seiner Praxis hatte Morgan so große Angst gehabt, allein auf den riesigen Vinylstuhl zu klettern, dass Dana sich daraufgesetzt und das zitternde Mädchen auf den Schoß genommen hatte. Kaum hatte Marie, die Zahnhygienikerin, Morgans Zähne mit ihrem Instrument berührt, übergab sich das Mädchen auch schon.

»Ist ja gut, mein Spatz, ist ja gut«, hatte Dana Morgan beruhigt und dabei versucht, die Schweinerei zu beseitigen.

Dr. Sakimoto war mit einer Rolle Haushaltspapier in der Tür erschienen. »Gar kein Problem«, hatte er gesagt. Dana hatte, passend zu seiner kurzen, etwas rundlichen Gestalt, eine hohe, nasa-

le Stimme erwartet, doch sie klang so tief und voll, als käme sie aus den Absätzen seiner Schuhe. »Passiert alle naselang, stimmt's, Marie?« Die Angesprochene schien sich dessen nicht so sicher zu sein, jedenfalls verließ sie, die Hand auf der Nase, rasch den Raum.

Dana entschuldigte sich immer wieder, während sie Morgan säuberte und tröstete.

»Nur ein paar erbrochene Kekse«, beruhigte er sie und wischte an dem Stuhl hinunter. »Aufs Ganze gesehen ein unbedeutendes Problem, hab ich recht?«

»Ja«, hatte Dana geseufzt. »Das haben Sie.«

Jetzt war Morgan fast zwölf und wollte ihre Mutter in der Zahnarztpraxis nicht mehr in ihrer Nähe haben, sinnierte Dana, als sie selbst sich, ein Papierlätzchen um den Hals, auf genau diesem Stuhl zurücklehnte.

»Irgendeine Veränderung Ihres Gesundheitszustands?«, fragte Dr. Sakimoto, während er ihre Patientenakte studierte. Er erinnerte Dana an eine Vogeltränke: klein und gedrungen, aber mit einem fast sichtbaren Vorrat an guter Laune. »Neue Medikamente? Rasche Gewichtsab- oder -zunahme?«, fragte er.

»Letzteres ja«, antwortete sie.

Er sah sie flüchtig an – ihr Gesicht, bemerkte sie, nicht etwa ihren Körper, an dem er selbst hätte sehen können, ob sie dicker oder dünner geworden war. »Ja?«, sagte er. »Ab- oder Zunahme?«

»Beides. Ich habe sehr schnell fünfzehn Pfund verloren, ungefähr zehn aber schon wieder drauf.«

»Waren Sie krank?«, fragte er. »Ich hoffe, es war nicht irgendeine Modediät.«

»Die Scheidungsdiät«, scherzte sie trocken. »Nicht direkt eine Modeerscheinung – eher eine Epidemie.«

»Das tut mir wirklich leid«, sagte er freundlich. »Wie geht es Ihnen?«

»Ganz gut, glaube ich.« Es kam ihr so vor, als erwartete er noch etwas, deshalb fügte sie hinzu: »Ich benutze immer noch Zahnseide.«

»Gut«, sagte er. »Wenn das Leben anfängt, Faustschläge zu verteilen, ist nämlich nichts wichtiger als eine ordentliche Zahnhygiene.«

Er hat recht, dachte sie. *Ich sollte mich besser um mich kümmern. Mehr Sport treiben.* Doch dann sah sie sein mitfühlendes Lächeln. Natürlich machte er nur Spaß. Auch wenn sie nach wie vor Zahnseide benutzte, die Spülmaschine einräumte und Muffins für die Klassenfeste ihrer Kinder backte, wusste Dana, was anders war als vorher. Sie hatte sich immer leichtgetan, über die Scherze anderer zu lachen, ihnen das Gefühl zu geben, komisch zu sein, auch wenn sie es gar nicht waren. Jetzt dagegen schien sie die Pointe nicht einmal verstanden zu haben.

An diesem Nachmittag stieß Dana mit ihrem Minivan rückwärts aus der Einfahrt hinaus, während Grady auf dem Rücksitz zur Musik seines nicht gerade altersgemäßen Lieblingssenders mit dem Kopf wippte. »Getcha, getcha down on the floor, beggin' for more ...«, rappte der Sänger über die Synthesizerperkussion hinweg. Dana hoffte, dass ihr Zweitklässler in Wirklichkeit nicht wusste, was er da hörte.

Im Rückspiegel entstand plötzlich Bewegung. Etwas Großes – ein Auto? – kam hinter ihr zum Stehen und blockierte die Einfahrt. Da sie im Spiegel alles seitenverkehrt sah, schlug sie erst in die falsche Richtung ein und riss dann den Lenker herum, wobei Grady sich den Kopf am Fenster anstieß. »Au!«, schrie er, obwohl er einen Football-Helm aufhatte.

Dana stieg auf die Bremse und wandte sich ruckartig auf ihrem Sitz um. »Ist dir was passiert?«

»Nö«, murmelte er, während er sich den Ellbogen rieb, einen der wenigen ungepolsterten Körperteile.

Dana blickte durchs Heckfenster und sah, dass neben ihrem umgefallenen Briefkastenständer eine orangefarbene Rostbeule stand.

»Scheiße!«, knurrte der Fahrer, dessen Gesicht von einem Vor-

hang aus pechschwarzem Haar verdeckt wurde, wütend durchs offene Fenster.

Das war Dana erst einmal nicht geheuer. Ein fluchender Fremder war auf ihr Grundstück gerast. Sollte sie überhaupt aussteigen? Doch Grady war schon dabei, zur Seitenschiebetür hinauszuklettern und sich wie üblich in Gefahr zu stürzen. Dana stieg hinter ihm aus.

»Du blödes Stück Scheiße!«, fauchte die Fahrerin – es war nämlich eine Frau – ihr Auto an. Allem Anschein nach unternahm sie gerade den Versuch, durch heftiges Rütteln das Lenkrad von seiner Metallsäule zu lösen. »*Ahhh!* Mein Leben ist einfach zum *Kotzen*.« Ihr Gesicht konnte Dana immer noch nicht richtig sehen, die Stimme kam ihr jedoch bekannt vor ...

»Alder?«, sagte Grady, an das dreckige Auto gelehnt.

Danas Nichte sackte in sich zusammen, resigniert ließ sie die Schultern sinken. »Hey, G«, murmelte sie.

»Alles in Ordnung, Alder?«, fragte Dana unnötig aufgeregt und griff nach der Tür. »Tut dir was weh, Liebes? Komm, lass mich mal ...« Sie nahm Alders Ellbogen, während das Mädchen sich aus dem Inneren des Autos mit der zerschlissenen Vinylverkleidung herausschälte. Alders graues T-Shirt war mit dem undeutlichen roten Umriss eines Gebäudes bedruckt, das von Flammen verzehrt wurde. Dazu in gekritzelten Buchstaben der Schriftzug FACKEL DIE BUDE AB.

Dana umarmte sie, und Alder ließ es geschehen. Über ein Jahr war es her, dass sie sich zuletzt gesehen hatten. *August*, besann sich Dana. *Mas Beerdigung*. Der Unterschied in Alders Erscheinung war verblüffend. Ihr rötlich braunes Haar war schwarz gefärbt und ihre Kleidung düsterer, als Dana sie je an ihr gesehen hatte. Alder hatte immer einen vielfarbigen, eklektischen Stil gehabt. Unkonventionell, aber reizvoll. Jetzt dagegen hatte sie plötzlich etwas Zerbrechliches an sich, so untypisch für das handfeste, aufrechte Mädchen, das Dana immer bewundert hatte.

»Kann ich bei euch wohnen?«, fragte Alder, als sie die Einfahrt hinaufgingen. Dana entgleiste das besorgte Lächeln.

»Ja!«, jubelte Grady. »Na klar! Stimmt's, Mom? Stimmt's?«

Alder gab ihm einen leichten Schubs, der ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Er stieß sich ab, um extra weit zu fallen, und als er landete, schlugen seine Schulterpolster klappernd aneinander. »Oh Mann!« Lachend lag er im Gras. »Das ist der Hammer!«

Mit einem Glas zuckerfreie Limonade ließ Dana ihre Nichte in der Küche zurück und brachte Grady zum Training. Auf dem Rückweg rief sie ihre Schwester an.

»Ich hätte wissen müssen, dass sie zu dir fährt«, murmelte Connie. »Sie hat wieder die Schule geschmissen.«

»Die ... äh ... diese kreative ...«

»Die Summit Creativity and Awareness School. Um sie da reinzukriegen, musste ich praktisch beweisen, dass sie die Reinkarnation von Salvador Dalí ist.«

»Bist du sicher, dass das die richtige Schule für sie ist? Bestimmt ist sie toll, aber vielleicht passt sie doch nicht so ganz dorthin.«

»Gut, dann klär mich auf«, sagte Connie. »Was schlägst du vor? Deerfield? Williston? Mit Hamptonfield High ist sie nämlich *durch*. Das ist ein Ort für Einzeller.«

Dana biss sich auf die Daumenspitze. »Ich hab von dem Trigonometrievorfall gehört.«

»Trigonometrie! Trigo-Scheiß-Metrie! Als ob sie *je* in ihrem Leben Verwendung dafür hätte. Als ob es *darauf ankäme!*«

»Schon ..., aber ob es so geschickt war, auf dem Elternabend eine Diskussion darüber vom Zaun zu brechen ...«

»Wann denn sonst?«, fragte Connie. »Alle Eltern und sogenannten Lehrer waren *anwesend*, Dana. Das ganze paramilitärische Establishment!«

»Na dann, ähm ...«, nuschte Dana. Die Tiraden ihrer Schwestern waren unerbittlich und anstrengend.

»Na dann, ähm?«, äffte Connie sie nach. »Du hörst dich an wie Ma! Wenn du jetzt noch Haarklammern und Kölnisch Wasser benutzt, fange ich an, mir ernstlich Sorgen zu machen.«

»Ich fand schon immer, dass ein oder zwei Haarklammern ganz nützlich sein könnten.« Lächelnd genoss Dana eine der seltenen Gelegenheiten, Connie ein wenig zu piesacken.

»Mach mich nicht an – ich stecke in einer Krise!«

»Also gut«, gab Dana nach. »Sagt Alder denn, auf welche Schule sie gerne gehen würde?«

»Als ob sie das wüsste. Und wer sagt überhaupt, dass eine stinknormale Highschool der Schlüssel zum Glück ist? Für mich war es der Schlüssel zu vier Jahren Stumpfsinn. Übrigens hat Alder *Talent*. Wenn sie bloß mal mehr als zehn Minuten im Atelier verbringen würde, könnte sie mit achtzehn ihre erste Vernissage haben!«

»Mm-hmm«, machte Dana beifällig, ohne wirklich ihrer Meinung zu sein. »Vielleicht sollte sie erst mal ein paar Tage hierbleiben, bis ihr beide euch beruhigt habt.« Es war allerdings unwahrscheinlich, dass ihre Schwester sich jemals beruhigen würde.

»Gut«, sagte Connie. »Lass sie bleiben. Lass sie ihre kleine, spießige Abercrombie & Fitch-Fantasie ausleben. Sie wird schon früh genug wieder zu Sinnen kommen – zu allen sechs.«

»Von mir aus gerne«, sagte Dana.

»Klar«, schnaubte Connie.

Dana bog in die Einfahrt ein. In gewisser Hinsicht hatte Connie recht – Danas Haus, das sich in die nette Kleinstadt Cotters Rock in Connecticut hineinschmiegte, hatte etwas Kuscheliges. Es war im Kolonialstil erbaut, mit Eingang in der Mitte und jägergrünen Fensterläden und einem Holzapfelbaum davor, der im Frühjahr wunderschön blühte. Die prächtige Haustür benutzten sie allerdings gar nicht mehr. Seit Morgan laufen gelernt hatte, waren sie durch den Seiteneingang gleich neben der Garage gegangen, da ihre kleinen Schuhe immer dreckig und ihre Schneestiefel mit schöner Regelmäßigkeit nass waren.

Als Dana eintrat, fand sie Alder genau so vor, wie sie sie verlassen hatte, die Limonade noch unberührt. »Ist was passiert?«, fragte Dana und ließ sich auf einem Stuhl neben ihr nieder.

»Ja, mein ganzes verfluchtes, jämmerliches Leben ist passiert.«

»Würde es dir was ausmachen, dich nicht ganz so drastisch auszudrücken, mein Schatz?«

Alder zuckte entschuldigend die Achseln.

»Deine Mutter hat gesagt, du hättest die Schule geschmissen.«

»Sie macht mich noch *wahnsinnig*.«

Das glaube ich gern, dachte Dana. »Also ... wie wär's, wenn du ein paar Tage hierbleibst?« Während sie Alder anlächelte, dachte sie sich die Haarfarbe und den verdrießlichen Gesichtsausdruck weg. Klein-Alder. Aufgewecktes, lustiges, spontanes Mädchen. Das erste Baby, das Dana je auf dem Arm gehabt hatte. »Ich hab dich vermisst.«

Wärme floss wie ein dünnes Rinnsal über das Gesicht des Mädchens, eine Erinnerung an früheres Glück. »Wie ist denn die Coters Rock High so?«, fragte sie.

- 3 -

»In *meinem* Zimmer kann sie nicht wohnen«, teilte Morgan ihrer Mutter nach dem Abendessen mit. Alder und Grady waren in den Hof gegangen, um sich einen Football zuzuwerfen. »Guck sie doch an, Mom. Sie ist eine richtige Goth! Oder wenigstens Emo!«

»Emu?«, fragte Dana.

Morgan verdrehte die Augen. »Das ist so was wie ein *Strauß*, Mom. Emo ist ... ach, egal. Sie sieht freakig aus. Mit ihr in einem Zimmer kann ich *garantiert nicht* schlafen.«

Morgan war nie eine gute Schläferin gewesen, nicht einmal im Mutterleib, und selbst jetzt schlief sie nur selten durch. Dunkelheit und Einsamkeit wirkten wie Appetithappen zu einem mehr-

gängigen Menü der Sorge – über eine Englischarbeit oder über die Frage, ob ihr Haar am nächsten Morgen richtig liegen würde oder ob Kimmi Kinnear sie hasste oder nicht. Schlaf war die Trumpfkarte, und Morgan hatte sie ausgespielt.

»Also gut, dann schläft sie im Fernzuhause. Das bedeutet aber, dass ihr *beide*, du und Grady, im Keller fernsehen müsst. Ohne Streitereien. Verstehst du?« Dana biss sich auf die Daumenspitze. »Ich hoffe, sie fasst das nicht als Beleidigung auf.«

»Beleidigung?«, schnaubte Morgan. »Sie ist sechzehn, Mom. Mit einer dummen Sechstklässlerin will sie ganz bestimmt nichts zu tun haben.«

»Morgan, mein Schatz, du bist nicht ...«

»Ich weiß, ich weiß.« Morgan aß auf, was Grady von seinem Steak mit Pommes übrig gelassen hatte, wobei ihre Hand zwischen Teller und Lippen nur so hin- und herflog. »Das sagt man nur so.«

»Dana«, sagte Alder, die auf der Ausziehcouche im Fernzuhause lag. Sie benutzte nie das formelere »Tante Dana«, so wie sie ihre Mutter auch nie »Mom« nannte. Connie fand die Begriffe für »Mutter« archaisch und einengend. Sie hatte Alder beigebracht, sie Connie zu nennen.

»Ja, meine Süße.« Dana deckte Alder bis über die spitzen Schultern mit der kaugummirosa Fleecedecke zu.

»Ich will auf keinen Fall zurück.«

Dana seufzte. »Da sollte ich mich wohl lieber raushalten.«

Alder schlug die Decke zurück und setzte sich auf. »Dana. Sie ist verrückt. Komm schon, das weißt du doch.«

»Deine Mutter ist sehr intelligent und absolut ... Sie kann schwierig und stur sein, aber sie ist deine Mutter, und sie liebt dich. Das zählt.«

»Ich spreche nicht von *Liebe*. Ich spreche von dieser bescheuerten Schule, auf die sie mich geschickt hat. Das ist nicht mal eine richtige Kunstschule! Da geht's nur um so Hippiezeug wie ›freie

Meinungsäußerung« und so. Das hab ich ihr immer wieder gesagt, aber sie interessiert sich nur für den »kreativen Flow«, was immer *das* ist. Ich hab die Nase voll davon!« Verärgert schüttelte sie den Kopf. »Sie kapiert nicht, dass die Highschool langweilig und sinnlos sein *muss*. Und jetzt kann ich nicht mehr in *meine* langweilige, sinnlose Highschool zurück, weil ich das Trig-Girl mit der ver-rückten Mutter bin.«

»Und du möchtest wirklich wieder auf eine ganz normale High-school gehen?«

Alder seufzte geduldig, so als erklärte sie einem begriffsstutzigen Kind die Regeln von Monopoly Junior. »Niemand hat so recht Bock darauf, Herrgott noch mal. Aber wenn man in Amerika aufwächst, gehören die vier Jahre Highschool einfach dazu – wie bei einem Kombi-Menü von McDonald's. Vielleicht magst du die riesengroße Cola light ja gar nicht, aber sie ist einfach mit dabei. Sieh zu, was du damit machst.«

Darüber dachte Dana nach, während sie die rosafarbene Fleece-decke glatt strich. Alder hatte einen ungewohnt scharfen Ton, den sie vor Kurzem an etwas Schartigem gewetzt haben musste. Das Mädchen war nie zynisch gewesen – im Gegenteil, Connie hatte ihr eingeflößt, dass ihr Schicksal unmittelbar von ihr selbst abhing; sich mit dem Status quo abzufinden, heiße aufzugeben. Da könne sie sich genauso gut eine Schürze umbinden und für den Rest ihres Lebens Törtchen backen. »Törtchenbäckerinnen« war Connies spöttische Bezeichnung für die Frauen, deren Leben sich um die Oboenstunden ihrer Kinder drehten, die ihre Termine an die Geschäftsreisen ihrer Ehemänner anpassten, sich im Elternbeirat engagierten und Hot Yoga im Fitnessclub betrieben. Frauen, die sich nicht so sehr von Dana unterschieden.

Alders Niedergeschlagenheit machte Dana heimlich Sorgen. Es konnte alles Mögliche dahinterstecken – Rebellion gegen ihre Mutter, aber vielleicht auch irgendein Teenagerhormon, das eine Spritztour durch ihr Gehirn machte und sie aufforderte, irgend-

etwas Untypisches zu tun. Vielleicht, dachte Dana, war sie auch nur müde. Anders zu sein, sich ständig einen neuen Weg durch den Hindernisparcours der Pubertät zu bahnen, musste anstrengend sein. »Alder, Liebes«, sagte sie zögernd, »ist mit dir alles in Ordnung?«

Alder blinzelte sie mit gespielter Verblüffung an. »Machst du dir Sorgen um mich, weil ich meine, ich sollte eigentlich in der Schule sein? Ist mit *dir* alles in Ordnung?« Ihre Frotzelei war eine Erleichterung für Dana, die zurückblinzelte und ihre Nichte spielerisch an den Haaren zog.

Nachdem Dana ihre Kinder am nächsten Morgen in die Schule geschickt hatte, ging sie nach Alder sehen. Die schlief noch mit angezogenen Knien und schützend über die Brust gelegten Armen. Die zarte Haut unter ihren Augen war von einem schwachen Blauviolett, wie verblasste Hämatome. Sie sah aus, als hätte sie monatelang nicht gut geschlafen, und Dana wollte sie nicht wecken. Sie schrieb eine Nachricht auf einen Block, den sie noch von vor der Scheidung hatte. Am oberen Rand stand in poppiger Schrift DIE STELLGARTENS und rundherum wie eine Borte ihre Namen – Kenneth, Dana, Morgan, Grady. Das vermittelte zwar jetzt einen falschen Eindruck von Einheit, aber der Block war praktisch, und Dana brachte es nicht fertig, ihn wegzuerwerfen.

»Gehe mit Polly walken, bin gegen zehn zurück. Cornflakes im Küchenschrank. Alles Liebe, D«, hieß es in der Nachricht.

Die Luft war trocken und kühl, ein typischer Oktobertag in New England, als Dana zügig ihre Einfahrt hinunterschritt. Sie und Polly waren nicht von Anfang an befreundet gewesen; sie hatten lediglich in derselben Straße gewohnt. Eines Morgens war Dana mit der kleinen Morgan im Buggy zu einem Spaziergang aufgebrochen und hatte genau in dem Moment Pollys Einfahrt gekreuzt, als diese mit schwingenden Armen und forschenden Schrittes auf sie zukam, nachdem eine unzuverlässige Freundin sie versetzt hatte. »Kein

Verlass«, hatte Polly geschnaubt, während sie ihr Tempo verlangsamt hatte, um ihren Schritt an Dana anzupassen. »Alles andere ist ihr wichtiger.«

Na ja, hatte Dana sich gedacht. *Was kann an einer Walking-Runde schon wichtig sein?* Natürlich hatte sie das nicht laut ausgesprochen. »Wie schade«, hatte sie nur gesagt und den Buggy etwas schneller geschoben, bemüht, sich dieser unerwarteten Einladung würdig zu erweisen. Sie hatte noch nicht lange in dem Viertel gewohnt, hatte ihre Stelle als Büroleiterin einer Anwaltskanzlei in Hartford aufgegeben und fühlte sich jetzt ohne ihre Freundinnen einsam und gelangweilt.

»Sie sind ganz schön schnell mit dem Kinderwagen«, hatte Polly gesagt. »Das Kind hat eine Zukunft in der Raumfahrt, wenn es jeden Tag so ausgefahren wird.«

Dana, in deren Kopf es vor Stolz knisterte, war dankbar für jedes Zeichen, dass sie etwas richtig gemacht hatte. Der Mutterschaft, fand sie, fehlten diese kleinen Gradmesser für Erfolg und Wertschätzung. Bei einem Teamtreffen gelobt, zu einem neuen Paar Ohringe beglückwünscht oder von Kollegen zum Mittagessen eingeladen zu werden – so etwas passierte jetzt nicht einmal im Entferntesten. Sie fragte sich schon, ob sie als Mutter überhaupt gut genug war.

Wie mache ich mich?, hatte sie Klein-Morgan hin und wieder zugeflüstert. *Bist du zufrieden, dass du mich angeheuert hast?*

Bald war Dana Pollys zuverlässigste Walkingpartnerin geworden, und schließlich fingen sie an, sich abends zu treffen. Kenneth und Pollys Mann Victor hatten sich von Anfang an verstanden, und die vier aßen oft zusammen zu Abend, klagten sich gegenseitig ihr Leid über die harte Probe, auf die man als Eltern gestellt wurde, und schmunzelten über die Mätzchen exzentrischer Nachbarn. Von Jahr zu Jahr wurzelte ihre Freundschaft tiefer im festen Boden ihres Lebens. Als Kenneth zehn Jahre später die Scheidung

einreichte, hatte es Polly und Victor fast ebenso hart getroffen wie Dana. Victors und Kenneths Freundschaft überdauerte; Polly schlug sich ganz offen auf Danas Seite. *Was würde ich ohne sie machen?*, überlegte Dana jetzt, als sie mit großen Schritten auf das Haus ihrer Freundin zuing.

Polly kam ihre Einfahrt herunter und ließ dabei die Arme kreisen, als übte sie das Rückenschwimmen. »Was für ein Tag!«, rief sie. Obwohl sie fünfzehn Zentimeter kleiner war als Dana und durch die Feinheit ihrer Gesichtszüge wie eine Elfe wirkte, war sie eine zähe, kleine Walkerin, die ihr gemeinsames Tempo bis an die Grenze des Angenehmen steigerte. Wenn es bergauf ging, stellte Dana Polly gerne eine philosophische oder anderweitig komplizierte Frage. Sollte Polly doch reden. Nur so konnte Dana vermeiden, ins Keuchen zu geraten.

»Und wie läuft's so auf der Middle School?«, fragte Polly. »Hat sich Morgan eingelebt?«

»Mehr oder weniger«, sagte Dana. »Hat Gina mal Ms Cripton gehabt?«

»Kryptonit?«, sagte Polly, deren kurzes schwarzes Haar im Rhythmus hüpfte. »Ja, die ist furchtbar. Gina konnte sie nicht aushalten. Jede Menge Halsketten aus Plastikperlen. Ständig unangekündigte Tests.«

»Morgan reißt sich noch ein Bein aus. Sie lernt ununterbrochen, weil diese dämlichen Tests ihr so Angst machen.«

»Sag ihr, sie soll sich entspannen. Sie ist doch erst in der sechsten Klasse.«

»Das sag du ihr mal lieber.«

Die Frauen lächelten sich an. Wer konnte Kindern schon etwas sagen? Und wem wurde weniger Sendezeit gewährt als den eigenen Erzeugern? Polly wusste das. Ihre zwei Kinder, Gina und Peter, waren älter und hatten ihr schon einige Jahre mehr an Sorge und Wut abgerungen. Dana beneidete Polly darum, dass sie sich als Mutter nie infrage zu stellen schien. Sie kämpfte mit ihren Kindern, fragte

sie aus, folgte ihnen in die Hochsicherheitstrakte ihrer Schlafzimmern, verlangte Zutritt ohne ausdrückliche Erlaubnis. Gelegentlich warf sie, wenn sie aufgebracht war, mit Essen nach ihnen.

Und Gina und Peter schienen diesem Sperrfeuer mit überraschender Gelassenheit standzuhalten. Oder sie brüllten zurück, schreckliche Dinge, von denen Dana hoffte, dass sie sie von ihren eigenen Kindern nie zu hören bekommen würde. Einmal hatte Dana mitgekriegt, wie Peter seiner Mutter ins Gesicht sagte, sie sei eine »kreischende Zicke«. Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte Polly zurückgeraunt: »Und was meinst du, wie ich dazu geworden bin? Glaubst du, ich war schon so, bevor ich Kinder gekriegt hab? Nie in deinem undankbaren, kleinen Leben!«

Obwohl Dana sich nie so verhalten könnte, war sie beeindruckt davon, dass das niemanden von ihnen zu stören schien. »Gina hasst mich«, bemerkte Polly hin und wieder, so als träfe sie eine Aussage über eine vorüberziehende Schlechtwetterfront.

Als sie in raschem Tempo die Straße zum Nipmuc Pond entlangschritten, sagte Dana: »Gestern ist meine Nichte Alder aufgetaucht.«

»Das Mädchen von deiner Schwester Connie.«

»Genau. Sechzehn, fährt so eine Klapperkiste, die ich abschleppen lassen musste. Hat meinen Briefkasten über den Haufen gefahren.«

»Reizend.«

»Sie ist ein liebes Kind. Ein bisschen seltsam, aber das ist nicht ihre Schuld. Connie ist nicht gerade eine Bilderbuchmutter.«

»Wie nennt sie uns noch mal?«

»Nicht uns speziell«, relativierte Dana. Sie war nicht gerne der Ursprung verletzter Gefühle, auch nicht indirekt.

»Doch, uns *speziell*«, erwiderte Polly grinsend.

Dana lächelte. Worüber zerbrach sie sich eigentlich den Kopf? Polly war ganz egal, was Connie dachte. »Törtchenbäckerinnen.«

»Super«, sagte Polly trocken.

Dana erzählte ihr, dass Alder gerne bei ihr einziehen wollte. »Was hältst du davon?«, fragte sie.

»Ich glaube, du willst sie gerne aufnehmen.«

»Will ich nicht! Ich würde mich nie einmischen wollen!«

»Einmischen nicht, nur ... ich weiß nicht ... Es ist, als würdest du sie gerne in die Finger bekommen.«

Herrje, sie hat recht, dachte Dana.

»Es tut dir leid, wie sie aufgewachsen ist«, fuhr Polly fort, »und du möchtest es wiedergutmachen.«

»Wie sollte das gehen?«, fragte Dana, wohl wissend, dass das keine Rolle spielte. Sie liebte ihre Nichte und würde alles tun, um das Mädchen glücklich zu machen.

»Ich weiß es nicht.« Polly grinste. »Törtchen?«

Nach dem Walken rief Dana in der Einfahrt von ihrem Handy aus Connie an. Für den Fall, dass es schlecht ausging, sollte Alder das Gespräch lieber nicht mithören. »Jetzt fängt ja gerade das zweite Viertel des Schuljahrs an«, begann sie mit Bedacht. »Wie wäre es, wenn sie einfach bis zum Ende davon hierbliebe? Das wäre im Januar. Zum nächsten Halbjahr wäre sie dann wieder in der Peak ... Artistic ...«

»Es geht nicht einfach darum, dass es *zeitlich* passt, Dana. Es geht darum, sich in einem Umfeld zu befinden, in dem die schöpferische Energie fließen kann.«

»Gut, wenn Alder also merkt, dass ihre Energie hier nicht ... fließt, kann sie sofort nach Hause in die Berkshires fahren. In einer Stunde wäre sie dort.«

Connie schwieg. Dana wusste, dass sie nicht nachgeben würde – sie würde es so formulieren, dass es nach ihren eigenen Vorstellungen stimmte. »Sie ist blockiert«, sagte Connie schließlich. »Ein Tapetenwechsel könnte tatsächlich das Richtige sein. Vielleicht lässt sie sich einen visuellen Kommentar über die Seelenlosigkeit der Vorstadt einfallen.«

»Prima«, sagte Dana und ließ erleichtert die Schultern sinken. »Kannst du ihr dann ein paar Klamotten schicken? Sie hat nämlich nur zwei Garnituren Unterwäsche dabei.«

Alder in der Cotters Rock High anzumelden, war kein Problem; genau genommen war es sogar erstaunlich einfach.

»Haben Sie ihre Geburtsurkunde?«, fragte die ältere Sekretärin in der Verwaltung. »Schul- und Gesundheitszeugnisse?«

»Nein, ich ...«

»Dann bringen Sie sie einfach vorbei, sobald Sie können.«

Dana füllte Formulare aus, während die Sekretärin langsam auf ihrer Tastatur herumhackte. »Jetzt ist sie im System«, erklärte sie. »Sagen Sie ihr, wenn sie morgen in die Schule geht, soll sie im Büro vorbeischaun, dann gebe ich ihr ihren Stundenplan. Und vergessen Sie nicht, mir diese ganzen Zeugnisse und Unterlagen vorbeizubringen.«

»Sie kann morgen schon anfangen?«

»Soll sie nicht? Die meisten Leute können es gar nicht abwarten, ihre Kinder aus dem Haus zu kriegen.«

Als Dana nach Hause kam, berichtete sie Alder: »Die Formalitäten sind erledigt. Morgen fängst du an.«

»Super«, sagte Alder und starrte dabei ausdruckslos das fallende Laub draußen an.

- 4 -

Zum Abendessen machte Dana Nudeln. Das war in Sachen Essen die Leinwand, auf die sie alle drei ihre eigenen, ihrem jeweiligen Gaumen schmeichelnden Bilder malen konnten. Für sich selbst wärmte Dana eine kräftig gewürzte italienische Tomatensoße mit ein paar Fleischbällchen auf und ersetzte einen Teil der

Penne durch gedämpftes Gemüse. Wo immer möglich, versuchte sie, ihre Kohlenhydrataufnahme zu senken. Morgan belegte ihre Nudeln mit Butterstücken und streute ein paar kleine Parmesanflocken darüber. Grady vermischte seine mit je einem Löffel Erdnussbutter und Ketchup.

»Wow! Bist du vielleicht der Jackson Pollock der Pasta?« Alder, die in einem schwarzen, mit einer aufrecht stehenden Gitarre bedruckten T-Shirt steckte, rutschte auf ihren Sitz. Der Gitarrenhals lag zwischen ihren Brüsten und endete abrupt am Halsausschnitt. Es war, als wäre ihr Gesicht der Kopf der Gitarre.

»Nein«, sagte Morgan, »er ist bloß ein Schwein.«

Grady drehte sich zu ihr um und klappte den Mund auf, was einen Essensklumpen auf seiner Zunge sichtbar machte.

»Ekelhaft!«, brüllte Morgan. »Mom! Der ist ja widerlich.«

»Genug, ihr beiden«, sagte Dana. Sie wandte sich Alder zu, bemüht, deren Mund nicht als Gitarrenbund und die Augen nicht als Wirbel zu sehen. »Was möchtest du zu deinen Nudeln?«

»Ach, egal«, antwortete Alder. »Ich nehme einfach ein bisschen Soße mit Fleischbällchen.«

»Wirklich? Ich dachte ... Deine Mutter ist so eine strenge Vegetarierin ... da hab ich angenommen ...«

Ein verschmitztes Grinsen erhellte Alders Züge. »Das wird unser kleines Geheimnis bleiben.«

»Alder, deine Mutter war anfangs überhaupt nicht begeistert von diesem kleinen Arrangement. Ich möchte sie auf keinen Fall dadurch verärgern, dass ich dich zurückschicke als ...«

»Fleischfresserin?« Alder steckte sich rasch ein Fleischbällchen in den Mund.

»Ich will auch einen.« Grady deutete mit einem wedelnden, ketchupverschmierten Finger auf die Fleischbällchen. »Was ist da drin?«

»Das ist Kuh.« Alder schob ihm die Schüssel hin. »Zerdrückte Kuh.«

Grady spießte mit seiner Gabel ein Bällchen auf und hielt es sich zum Untersuchen vor die Augen. »Das ist ja genau wie bei *Survivor*«, murmelte er. Dabei spannte er jeden Muskel in seinem Gesicht an, als wollte er einer großen Gefahr entgehen.

»G-Man, G-Man, G-Man«, feuerte Alder ihn an, während sie mit der Handfläche auf den Tisch trommelte.

»Du musst nicht, wenn du nicht willst«, sagte Dana.

»Mensch, jetzt iss es doch einfach!«, maulte Morgan.

Alders Getrommel wurde schneller. Grady holte Luft, als wäre das sein letzter Atemzug, und stopfte sich den Fleischball in den Mund. Alle erstarrten. »Grady«, murmelte Alder, leise und ernst. »Blas dieses Ding auf keinen Fall – ich wiederhole, auf keinen Fall – durch die Nase aus.« Morgan fing an zu kichern, und Dana musste grinsen. »Das ist mein voller Ernst, Kumpel. Du musst es kauen und runterschlucken, sonst kriecht es dir schnurstracks in die Nasenlöcher. Und ich kann dir sagen, das ist nicht schön.«

Gradys Kiefer fing an, sich zu bewegen, während sich auf seinem Gesicht amüsiertes Entsetzen ausbreitete. Er griff sich an die Kehle und machte fest die Augen zu. Nachdem er mit theatralischer Geste geschluckt hatte, leckte er sich die Lippen. »Nicht schlecht!«

Alder spießte noch ein Fleischbällchen auf und winkte ihm damit zu. »Runde zwei?«

»Nee, ich bin satt.«

Dana warf Alder ein dankbares Lächeln zu. »Nach dem Abendessen gehe ich zu Polly, nur ein Stück die Straße runter«, erklärte sie ihnen. »Da treffen sich ein paar Leute.«

»Musst du dahin?«, stöhnte Morgan.

»Kann ich noch aufbleiben?«, fragte Grady.

»Also ›müssen‹ tue ich nicht, aber ich möchte gerne. Es ist einfach nett, ab und zu mal nur mit Erwachsenen zusammen zu sein.« Das kam nämlich seit ihrer Scheidung ausgesprochen selten vor. Sie hatte keinen Ehemann mehr, mit dem sie ausgehen konnte,

und Einladungen von anderen Paaren hatten sich aus ebendiesem Grund ebenfalls verflüchtigt. Sich mit Frauen zu treffen, schien die einzige soziale Interaktion zu sein, auf die sie noch Anspruch hatte. »Und nein, du kannst nicht länger aufbleiben. Ich decke dich noch zu, bevor ich gehe.«

»Ich brauche aber Hilfe bei den Hausaufgaben«, beharrte Morgan.

»Bring sie in die Küche, dann spreche ich sie mit dir durch, während ich die Spülmaschine einräume.«

»Es ist Englisch. Du musst es lesen und dabei aufpassen.«

Dana seufzte. Selbst als Kenneth noch hier wohnte, wollte Morgan Dana ständig in ihrer Nähe haben – allerdings nicht unbedingt, weil sie sie für irgendetwas brauchte. Morgan verbrachte einen guten Teil ihrer Abende damit, ihren Freundinnen SMS zu schicken oder Shows wie *America's Next Top Model* zu schauen. Aus Gründen, die keine von ihnen so ganz verstand, wollte Morgan ihre Mutter einfach im Haus wissen.

»Ich räume die Spülmaschine ein«, sagte Alder.

»Das ist wirklich lieb von dir«, sagte Dana, »aber das brauchst du nicht.«

»Macht mir nichts aus«, sagte Alder. »Außerdem wird unser Fleischballmann mir helfen, stimmt's, G?«

»Was?« Grady war entsetzt. »Ich kann die Spülmaschine nicht einräumen.«

»Bring einfach das Geschirr vom Tisch her. Ich räume es dann ein.« Einen Moment lang sagte niemand etwas. Es war, als hätte Alder vorgeschlagen, mit ihnen hinten im Garten ein Großraumflugzeug zu bauen und nach Grönland zu fliegen.

»Muss ich nicht in die Badewanne oder so?«, fragte Grady verzweifelt.

»Mannomann«, murmelte Morgan. »Den Tag muss man im Kalender anstreichen.«

Alder, die schon aufgestanden war, nahm ihren Teller und das

Besteck und wartete darauf, dass Grady es ihr nachmachte. Er schnaufte resigniert und folgte ihr. Morgan sagte, sie müsse noch aufs Klo, und danach ging sie in ihr Zimmer und wartete auf Dana. Die Englischhausaufgabe entpuppte sich als nicht so schwierig, aber Morgan war zappelig und reizbar, lutschte hörbar ihr Bonbon und stöhnte, sie habe kein Talent für Sprache. Einen netten Mutter-Tochter-Plausch konnte man das nicht nennen. Als sie fertig waren, murmelte Morgan: »Wie lange bist du weg?«

»Nicht so lang, Schätzchen. Und Alder ist ja da, wenn du irgendwas brauchst.«

Morgan kniff die Augen zusammen. »Heißt das, weil Alder da ist, gehst du jetzt häufiger weg?«

»Nein.« Oder vielleicht doch? Dana hatte noch gar nicht bedacht, dass Alders Anwesenheit auch gewisse Vorteile mit sich bringen könnte. Dabei war ihr positiver Einfluss bereits heute bemerkbar gewesen. Sie hatte Grady dazu gebracht, Fleisch zu essen – ein kleineres Wunder (wenn man die Hotdogs außer Acht ließ). Und sie hatte dafür gesorgt, dass er beim Aufräumen half.

»Sie ist nicht du, Mom«, sagte Morgan.

»Ich weiß, Liebling. Mach dir keine Sorgen.«

Dana schälte sich aus der zerknitterten Jeans und dem langärmeligen T-Shirt, dessen Ärmel jetzt mit Tomatensoße besprenkelt waren. Sie hatte sich bereits vorgenommen, zu Polly die leicht ausgestellte Jeans zu tragen – aber was dazu? Welches Oberteil wäre vorteilhaft und doch bequem – schick genug, aber nicht so schick, dass es gewollt aussah? Welche magische Bluse würde den trügerischen Duft der glücklichen, umtriebigen, klugen, witzigen Frau verströmen und zugleich die Tatsache verbergen, dass sie sich auch nach fast einem Jahr nur schwer mit ihrem Singledasein abfand, dass sie sich um ihre Kinder, vor allem um Morgan, Sorgen machte und dass sie manchmal aus unerfindlichen Gründen zu weinen anfang? Wo konnte sie diese vollkommene Bluse kaufen, und was

würde sie kosten, falls sie sie fand? Jeden Betrag würde sie für ein solches Kleidungsstück zahlen. Sie würde ihren rechten Arm dafür hergeben.

Als Dana vor dem Flurspiegel ihren Schmuck zurechtrückte, entdeckte sie Alder, die im Fernsehzimmer auf dem Teppich saß und, ohne es anzusehen, ein Taschenbuch in der Hand hielt.

»Ich bleibe nicht allzu lange weg. Außerdem bin ich nur ein paar Häuser weiter.«

»Okay«, sagte Alder, ohne aufzublicken. »Hübsche Bluse.«

Dana schlüpfte, wie sie es immer tat, durch die Seitentür in Pollys Haus. Als sie mit einer Flasche Merlot in der Hand das Wohnzimmer betrat, bemerkte sie zuerst niemand, und das verunsicherte sie. Polly war ihre engste Freundin in Cotters Rock. Natürlich hatte sie andere Freundinnen – ehemalige Mitbewohnerinnen aus dem College, alte Kolleginnen, mit denen sie sich immer noch hin und wieder zum Mittagessen traf. Diese Frauen kannte Dana viel länger. Aber zu Polly hatte sie den besten Draht.

Und das machte Polly vermutlich zu ihrer besten Freundin, obwohl Dana sie nur zögerlich mit dieser Bezeichnung bedachte. Schließlich hatte Polly mit ihrem hitzigen Gemüt und dem bewundernswerten Talent, sich nichts aus dem zu machen, was die Leute sagten, haufenweise Freundinnen in Cotters Rock. Viele befanden sich genau in diesem Raum. Und nicht einer von ihnen fiel zufällig Dana auf, die in einer graugrünen Bluse, der besten, mit der sie für diese Gelegenheit aufwarten konnte, in der Tür stand.

»Da bist du ja!«, sagte Polly, während sie um eine größere Frau herumging. Sie umarmte Dana fest und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Dana reichte ihr den Merlot, worauf Polly grinste. »Gott sei Dank!«, flüsterte sie. »Du weißt, wie sehr ich diesen beschissenen Chardonnay hasse, den alle mitbringen.«

Die Unterhaltung zwischen den Frauen bewegte sich von Politik (konnte dieses bornierte Mitglied des Schulausschusses jetzt

endlich abgewählt werden?) über Bücher (hauptsächlich Romane, die in anderen Ländern mit frauenfeindlichen Regimes spielten) bis hin zum jüngsten Skandal der Stadt. Die Geschichte, die sie in Aufregung versetzte, handelte von einer Achtklässlerin, die dabei erwischt worden war, wie sie nur halb bekleidet einem Neunzehnjährigen einen geblasen hatte. Die beiden hatten sich in der Buckland Hills Mall kennengelernt. Entdeckt wurden sie dann auf dem Nehantic Woods-Parkplatz in seinem Auto, auf dessen Boden leere Alkopopflaschen herumrollten.

Von dem Mädchen wusste man, dass sie ein ziemlich gestörtes Familienleben hatte. Sie lebte mit ihrer kettenrauchenden Mutter zusammen, die einen klapprigen Chevrolet Camaro fuhr. Von einem Vater wusste niemand etwas. Das war unglaublich beruhigend für die Frauen, die bei Polly zusammengekommen waren. Diese Mutter war nicht wie sie. Sie rauchten nicht. Sie fuhren keine verrosteten Sportwagen, und ihre Kinder hatten Väter, die bei ihnen waren oder sich wenigstens jedes zweite Wochenende um sie kümmerten.

Und doch ... verbrachten ihre Töchter sicherlich gerne Zeit in der Mall und wurden neuerdings dazu getrieben, die Aufmerksamkeit von Männern selbst der übelsten Sorte zu suchen. Das Internet zog sie in ständig größer werdende Kreise von Freunden. Sie waren zwar technisch auf dem neuesten Stand, aber naiv wie schlanke Grashalme, die das räuberische Brummen des Rasenmähers nicht wahrnahmen.

»Und was soll das mit dem Oralsex?«, wollte Jeannette mit der schiefen Nase und dem seidigen roten Lippenstift wissen. »Genügt es nicht mehr, zu knutschen und sich gegenseitig zu befummeln? Müssen sie jetzt so ... *persönlich* werden?«

»Wenigstens wird man so nicht schwanger«, sagte Polly.

»Ja, aber es ist einfach so ... *intim*«, beharrte Jeannette. »Viel mehr als normaler Sex. Sex kannst du einfach ... na ja ... *haben*. Aber deinen Mund da unten hinhalten ...« Dana fragte sich flüch-

tig, wie Jeannettes Ehe wohl lief. Doch ganz unrecht hatte sie tatsächlich nicht – was war heutzutage normal? Musste man diese Artikel in der *Cosmopolitan* lesen, die Titel trugen wie »Die sechzehn Geschlechtsakte, bei denen er Gott danken wird, dass er ein Mann ist«, und die Anleitungen dann auch noch befolgen? Wie heiß war heiß genug, und an welchem Punkt wurde es einfach krank?

Das Gespräch über den Blowjob auf dem Parkplatz ebte allmählich ab, aber eigentlich waren die Frauen noch nicht bereit, den saftigen Knochen des Skandals wieder zu vergraben. Dana hatte die Nase voll davon. Sie verzog sich auf die Toilette. Fern dem unablässigen, empörten Geschnatter lehnte sie sich ans Waschbecken und schlang die Arme um ihren Oberkörper.

Alles wird gut, sagte sie sich. Morgan würde die Stürme der Pubertät genauso überstehen, wie sie selbst es getan hatte. Zuweilen mochte Morgan ja unreif sein, doch dumm war sie nicht. Sie konnte unmöglich so weit von dem abirren, was Dana ihr bisher zu vermitteln versucht hatte. Die Liste würde vielleicht mehrere getippte Seiten füllen, im Wesentlichen lief es aber darauf hinaus ... Selbstwertgefühl zu haben ... das Wissen, dass man geliebt wurde und sich nach Kräften bemühen sollte, sein Leben auszukosten. Darin bestand letztlich doch der Sinn und Zweck des Mutterseins: dafür zu sorgen, dass es den eigenen Sprösslingen gut ging.

Dana prüfte ihre Wimperntusche und ertappte sich zum hunderttausendsten Mal seit ihrer eigenen Pubertät bei dem Gedanken, dass ihre Augen, wenn sie statt dieses unbestimmten Haselnussbrauns eine richtige Farbe hätten – ein klares Braun oder Grün oder Blau –, von dem ablenken würden, was bei ihr nicht stimmte. Obwohl da eigentlich gar nichts war. Sie hatte eine gerade Nase, eine reine Haut. Und doch fiel es ihr schwer, über die Farblosigkeit ihrer Augen, die Fadheit der Haare oder ihre nun mal dem Teenageralter entwachsene Figur hinwegzusehen.

In der Hinsicht hatte sie immer so ein vages, irrationales Gefühl des Wartens verspürt: Wenn sie nur geduldig war, würde sie ei-

nes Tages aufwachen und alles, was an ihr nicht perfekt war, wäre ersetzt – durch die richtigen Farben oder feinere Proportionen. Manchmal musste Dana sich selbst daran erinnern, dass sie nicht eines schönen Tages auf wundersame Weise eine ganz andere Figur haben würde ... Sie musste mit dem vorliebnehmen, was sie hatte.

Als die letzten Gäste gegangen waren, half Dana Polly beim Aufräumen. »Endlich hat Denise dieses schreckliche Kindermädchen rausgeworfen«, berichtete Polly, während sie feuchte Cocktail-servietten und klebrige Dessertteller einsammelte. »Keine Ahnung, warum das so lange gedauert hat.«

»Es ist nicht einfach, Leute rauszuwerfen. Wenn ich das tun musste, war ich jedes Mal kurz vorm Nervenzusammenbruch.«

»Lass mich mal raten: Es ging meistens um eine Sekretärin, die ... sagen wir, sich aus der Portokasse bedient hatte, stimmt's?«, feixte Polly. »So nett, wie du bist, muss es etwas so Schlimmes oder gar noch Schlimmeres gewesen sein!«

»So nett bin ich gar nicht«, verteidigte sich Dana, wissend, dass Polly das Wort normalerweise im Sinne von ›nett, aber langweilig‹ oder ›nett, aber schwächlich‹ oder ›nett, aber dämlich‹ verwendete.

»Stimmt. Kannst du bitte diese Mülltüte in die Garage bringen. Gib acht, ich glaube, sie tropft.«

Dana streckte die Hand nach der Mülltüte aus. Polly lachte und ließ die Tüte wieder in den Eimer fallen. »Verstehst du, was ich meine?«

Vielleicht hatte Polly ja recht. Vielleicht sollte Dana in dem Fall sagen, *Bring deinen Müll doch selbst raus*. Aber sie hatte Polly gern, und sie spürte, dass Polly sie ebenfalls gern hatte. Und was war zwischen Freundinnen schon ein bisschen Müll?

Als sie mit dem Aufräumen fertig waren, reckte Polly sich, um sie zu umarmen. Pollys Umarmungen waren fest und bedeutungsvoll und wirkten auf Dana so, als sollte sie in Pollys Stamm auf-

genommen werden, ein Ritual der Zugehörigkeit, das zugleich tröstlich und in seiner Endgültigkeit ein wenig beängstigend war.

»Danke, dass du noch geblieben bist«, sagte Polly. »So muss es wohl sein, eine Schwester zu haben.« Dann lachte sie und ließ die Arme wieder sinken. »Na ja, vielleicht nicht *deine* Schwester ..., aber eine, wie ich sie immer gerne gehabt hätte.« So war Polly. In einem Wimpernschlag konnte sie von wirsch zu superlieb umschalten. Dana ließ sich von der Freundlichkeit dieser Äußerung erfüllen und für den flotten Gang nach Hause wärmen.

- 5 -

Lange vor ihrer Scheidung hatte Dana bereits gelernt, allein zu schlafen. Kenneth war oft auf Geschäftsreise gewesen, und zu Beginn ihrer Ehe hatte sie sich Sorgen gemacht, dass ihm irgendetwas zustoßen könnte. Während seiner gelegentlichen Auslandsreisen hatte sie kein Auge zugemacht und sich stattdessen vorgestellt, wie sein Flugzeug ins Meer stürzte und sein zerschmetterter Körper mit dem Gesicht nach unten in den dunkler werdenden Wellen trieb. In solchen Zeiten waren auch die Alpträume im Zusammenhang mit ihrem Vater schlimmer. Doch Kenneth kam jedes Mal zurück, und allmählich lernte Dana, sich zu entspannen.

Fast punktgenau konnte sie bestimmen, wann die Affäre begonnen hatte – vor zwei Jahren waren die Geschäftsreisen länger geworden. Davor hatte er viel mehr Wind darum gemacht, wie gut es war, wieder zu Hause zu sein, in seinem eigenen Bett zu schlafen, seine Frau und sein Lieblingskissen wiederzuhaben. An diesem Kissen hatte er einen Narren gefressen. Dana war es gelungen, über die meisten von Kenneths Macken hinwegzusehen – seine heftige Aversion gegen Vergnügungsparks zum Beispiel.

Die Glückseligkeit jedoch, die sich auf seinem Gesicht ausbreitete, wenn er seinen von der Reise ermatteten Kopf auf dieses Kis-

sen legte ... die ging Dana auf höchst sonderbare Weise unter die Haut. Als freute er sich mehr über das *Kissen* als über das Wiedersehen mit *ihr*. Wenn er unterwegs war, stopfte sie es in den Schrank, holte es aber sofort heraus, wenn er nach Hause kam. Dämliches Kissen. Und sie war auch dämlich, weil sie Energie darauf verschwendete, ein unbelebtes Objekt zu hassen.

Dieses Kissen war längst weg. Bei Kenneths Auszug war es mit der ersten Wagenladung mitgegangen. Wenigstens darüber war Dana froh. Als das Kissen unter dem Arm ihres zukünftigen Exmannes entschwand, hatte sie sich eine zuckerfreie Limonade eingeschickt und ihm zugeprostet. Einen Moment lang hatte sie sogar vor sich hin gelächelt und den sinnlosen Sieg genossen, obwohl sie den Krieg verlor.

Durch irgendeine Bewegung im Haus wurde Dana wach. Ein Geräusch hörte sie nicht, aber unter ihrer Schlafzimmertür schien die Luft in die falsche Richtung zu wehen. Dann drehte sich der Türknauf und ein matter Lichtschimmer von dem kleinen Nachtlicht im Flur beleuchtete die Umrisse einer Gestalt. Zu groß für ein Kind, aber zu klein für einen Erwachsenen.

Morgan. Sie schlüpfte unter die Decke auf der ehemaligen Seite ihres Vaters. »Schlecht geträumt?«, murmelte Dana.

»Hab noch gar nicht geschlafen.«

»Oh, mein Liebling«, seufzte Dana. Warum konnte Morgan sich nicht einfach hinlegen, ihren Körper zur Ruhe kommen lassen und in die Leere abtauchen? Niemand brauchte Leere in diesen Tagen mehr als Morgan, und niemand bekam weniger davon als sie.

»Vermisst du Dad manchmal?«, fragte Morgan.

Dad vermissen? Wie lautete die richtige Antwort auf diese Rätselfrage aus dem Mund eines Fast-Teenagers? »Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen, mein Schatz.«

»Hab mich halt gefragt«, flüsterte Morgan.

»Na ja ...«, versuchte Dana Zeit zu schinden. Sie hatte bei Pol-



Juliette Fay

Die Zufälle des Herzens

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47768-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Dana Stellgarten war eigentlich ihr Leben lang die Nettigkeit in Person. Doch langsam ist sogar für sie eine Schmerzgrenze erreicht. Nach ihrer Scheidung ist das Geld knapp, ihre beiden Kinder leiden unter dem Weggang des Vaters, und jetzt soll sie sich auch noch um ihre pubertierende Nichte kümmern. Dana tut ihr Bestes, um allen gerecht zu werden – doch was ist eigentlich mit ihr selbst? Etwas ungeübt begibt sie sich auf Partnersuche, findet einen Job und wird in einen illustren Freundeskreis aufgenommen. Doch Zweifel nagen an ihr: Bin ich gut genug für meine neuen Freunde? Schön genug für einen Mann? Perfekt genug als Mutter? Alle Unsicherheiten ihrer Teenagerzeit sind wieder da. Doch langsam lernt Dana, ihre Stärken zu erkennen, ihre Schwächen zu akzeptieren und sich sogar auf ein neues Glück einzulassen ...